

Ausschöpfung ihres Rekrutierungspotentials erreicht hatte, stellt sich weiter die Frage nach den Perspektiven ihrer Politik. Während Ritter selbst vorsichtig mit Prognosen ist (S. XX), wird der Sozialdemokratie von mehreren Autoren eine Öffnung gegenüber anderen sozialen Gruppen anempfohlen. Unter Berücksichtigung längerfristiger Trends wie dem Bedeutungsverlust konfessionellen Wählens, der nachlassenden Bindungskraft überkommener Vorstellungswelten und der Durchdringung aller Lebensbereiche und Regionen durch die Industrialisierung und schließlich der Erfolge der Arbeiterbewegung in einer relativ kurzen Zeitspanne erscheint es fraglich, ob der Weg zu einer Reformpartei der einzig erfolgversprechende gewesen wäre. Darüber hinaus war der Weg zu einer sozialreformistischen Volkspartei weitgehend versperrt, weil die den Wilhelminischen Obrigkeitsstaat tragenden Kräfte weder willens noch fähig zu innerer Reform waren. Der Obrigkeitsstaat insgesamt, deren immanenter Bestandteil die Arbeiterbewegung war, steckte in der Krise und überstand ja auch die selbst provozierte Herausforderung des Weltkrieges nicht. Die in der Diskussion über die Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung erhobene Forderung nach einer vergleichbaren Analyse der übrigen »politischen Lager« dürfte hier interessante Ergebnisse zeitigen.

Stefan Goch, Gelsenkirchen

Friedrich Ebert und seine Zeit. Bilanz und Perspektiven der Forschung, hrsg. v. Rudolf König, Hartmut Soell und Hermann Weber im Auftrag der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Oldenbourg Verlag, München 1990, 182 S., geb., 48 DM.

Wie kaum ein anderer deutscher Politiker des 20. Jahrhunderts mobilisiert ein immerhin sechs Jahre als Staatsoberhaupt amtierender Friedrich Ebert auch Generationen nach seinem Tod noch kontroverse Meinungen, und dies nicht allein entlang parteipolitischer Lager und historischer »Schulen«. Wie Peter-Christian Witt einleitend in einem Literaturbericht und Problemaufriß dokumentiert, wurde ein spezifisches Bild Eberts als ein frühere Parteihorizonte überschreitender »Staatsmann«, der Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg vor dem »Reichszerfall« und der »bolschewistischen Gefahr« gerettet habe, in der Bundesrepublik zunächst von konservativen und rechtsliberalen Autoren geprägt. In bloßer Umwertung gleichermaßen ungeprüfter Klischees erfolgte dann in einem breiten »linken« Spektrum seine Abstempelung als »Verräter« an einstigen gemeinsamen Zielen der Arbeiterbewegung oder zumindest als Symbolfigur des Versagens vor der Aufgabe einer demokratischen Neuordnung im Übergang zur Weimarer Republik. Das beklagte Defizit, daß eine »sein ganzes Leben umfassende, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biographie über ihn bis zum heutigen Tage nicht entstanden« ist (S. 13), dürfte deshalb nicht nur in der unzulänglichen Quellenlage angesichts fehlender Nachlaß-Überlieferung begründet liegen, sondern spiegelt auch die Probleme eines historisch fundierten Urteils jenseits zeitbedingter und standpunktgebundener Blickperspektiven.

Vor solchem Hintergrund ist es ein Vorzug dieses – aus einem Symposium anläßlich des 70. Jahrestags der Wahl Eberts zum Reichspräsidenten hervorgegangenen – Bandes, daß unterschiedliche Positionen markiert und zugleich einige Konturen einer konsensfähigen Zwischenbilanz skizziert werden. Mit Witt wird man es Ebert positiv anrechnen dürfen, daß er »die verfassungsrechtlich sehr starke Stellung des Reichspräsidenten gerade nicht als Instrumentarium zur Durchsetzung eines präsidentiellen Systems, sondern zur Absicherung des verfassungsrechtlich intendierten parlamentarischen Regierungssystems« einsetzte (S. 31). Diesen Eindruck bestätigen die aus Pressematerial gewonnenen Befunde des Beitrags von Klaus Megerle (S. 131–145), der die Bemühungen Eberts um eine integrie-

rende Rolle gegenüber den im Parlamentsdenken des Vorkriegskonstitutionalismus befangenen Verfassungsparteien herausarbeitet. Der vermeintlich »sparsame Einsatz des Artikels 48 der Reichsverfassung« (S. 31) freilich, den Witt in seiner äußerst wohlwollenden Skizze dem Reichspräsidenten bescheinigt, betraf immerhin »bis zum Jahre 1925 insgesamt 135 Verordnungen« (S. 153), wie der Leser im Beitrag von Gotthard Jasper erfährt. Für letzteren wird jedoch die durchaus gesehene Problematik solcher Notverordnungspraxis, die seit 1930 verhängnisvoll eskalierte, durch den bei Ebert anders als unter Hindenburg gewährleisteten »Willen zur Verfassung« abgefedert, ohne den selbst die »noch so ausgeklügelten institutionellen Regeln« versagen (S. 157).

Erheblichen methodischen Bedenken müssen jedoch die Bemühungen Witts begegnen, aus der Retrospektive eine »Konzeption Eberts« hervorheben zu wollen, die »eine pluralistische Gesellschaftsordnung« beinhaltete und damit »zukunftsweisend – in diesem Sinne auch politische Phantasie zeigend – war« (S. 29 f.). Bei Eckhard Jesse wird gar die apologetische Stilisierung Eberts zum »demokratischen Doktrinär« als »Friedrich Stampfers treffendes Wort« (S. 108) nachempfunden, obschon dem Autor beizupflichten ist, daß außer »verpaßten Chancen« auch einer »abgewendeten Katastrophe« (S. 108) die gebührende Aufmerksamkeit gelten kann. Nicht zufällig finden sich für die anders akzentuierte Interpretation von Reinhard Rürup in dessen Beitrag weitaus mehr Quellen- und Literaturbelege, auf deren Basis er die Bewährung vor der »Doppelaufgabe« (S. 77) der Chaosvermeidung und Neuordnung nach 1918 bilanziert: »Friedrich Ebert war kein Mann des großen Wortes, kein Politiker der weitausgreifenden Konzeptionen, er war ein Praktiker und ein Mann der Organisation. Unordnung war ihm offensichtlich ein Greuel, und Berechenbarkeit schien ihm ein großer Vorzug.« (S. 85) Abgesehen von einer in der sozialdemokratischen Tradition verankerten quasi-naturrechtlichen Anerkennung des Mehrheitsprinzips der Stimmzettel lassen sich bei kontextangemessenem Verständnis aller überlieferten Äußerungen Eberts in der Tat nur wenige Indizien finden, daß er modernes »demokratisch-pluralistisches« Gedankengut reflektiert vertrat, während ihm rechtsstaatliches Gemeinwohl- und Ordnungsdenken zugleich intuitiv geläufig war. Zum »Heros der sozialdemokratischen Staatspolitiker erhoben, dem leider Teile seiner Partei die Gefolgschaft versagten« (S. 111), findet ein unkritisches und konstruiertes Bild nicht minder pointierten Widerspruch im Resümee von Heinrich Potthoff: »Mit seinem Wechsel ins Präsidentenamt wurde Eberts Führungskraft im politischen Alltagsgeschäft paralysiert, seine Drähte zur Sozialdemokratie und ihrem Milieu beschnitten und Amt und Person schon in den ersten Jahren der Republik in eine Situation manövriert, in der sie als Notfallinstrument für das Parlament erhalten mußten.« (S. 128)

Überdies kann die Betonung der organisationsgebundenen Denk- und Handlungsmaximen Eberts auch seine – in entsprechenden Darstellungen allzu unvermittelt erscheinende – Metamorphose vom »Parteimann« zum »Staatsmann« erklären. Der Beitrag von Dieter K. Buse bestätigt, obgleich er mit Recht die Multifunktionalität der Aufgaben unter Ein-schluß von Agitation und politischen Verhandlungen unterstreicht, insgesamt die Wurzeln von »Eberts Aufstieg« während der Vorkriegsperiode in seinem Organisationstalent: »Energie, Effizienz und Erfahrung waren Eberts Merkmale« (S. 35), außerdem nutzte er die »Anhäufung von Parteiämtern« als eine Technik der Einflußerweiterung: »Auf diesem Gebiet überflügelte Ebert beinahe alle Genossen« (S. 41). Ebenso ist sein Bemühen um eine innerparteiliche »Balance zwischen rechts und links« (S. 58), auf das Susanne Miller als eine Konstante seiner Position bis zur Spaltung im Ersten Weltkrieg verweist, als ein Organisationspatriotismus zu interpretieren, der sich in seinem späteren Amtsbereich auf die staatlichen Institutionen übertrug, sich jedoch damit nicht zu einem originären »Verfassungspatriotismus« transformierte. Im Sinne der abgewogenen Bilanz von Dieter Reben-tisch, demzufolge die Beiträge des Bandes »mehr offene Fragen registrieren als gesicherte Antworten« (S. 161), sollten mit der aus dieser Besprechung resultierenden Arbeitshypo-

these eines Primats der organisationsgebundenen Zweckrationalität vor universalistischer Wertrationalität die spezifischen Qualitäten und Defizite Eberts künftig beiderseits weniger ideologiebefrachtet diskutierbar sein.

Detlef Lehnert, Berlin

Franz Walter, *Nationale Romantik und revolutionärer Mythos. Politik und Lebensweisen im frühen Weimarer Jungsozialismus*. Mit einem Nachwort von Peter Lösche, Verlag Europäische Perspektiven, Berlin 1986, 280 S., geb., 34 DM.

Diethard Hennig, Johannes Hoffmann. *Sozialdemokrat und Bayerischer Ministerpräsident. Biographie* (= Schriftenreihe der Georg-von-Vollmar-Akademie, Bd. 3), K. G. Saur Verlag, München etc. 1990, XVII + 634 S., Ln., 68 DM.

Alfred Hermann, *Die Geschichte der pfälzischen USPD*, Verlag Pfälzische Post, Neustadt/Weinstr. 1989, 415 S., kart., 32,80 DM.

Die Historiographie der deutschen Arbeiterbewegung ist seit den 70er Jahren zunehmend von sozialgeschichtlichen Forschungsansätzen beeinflusst worden. Ein umfassender Paradigmenwechsel indessen hat sich damit keineswegs vollzogen. Dies belegt der ungebrochene Strom theorie- und organisationsgeschichtlicher wie auch biographischer Arbeiten eher konventionellen Zuschnitts. Der Untertitel von Franz Walters Studie über den Weimarer Jungsozialismus signalisiert allerdings, daß der Autor sich darin – im Gegensatz zu früheren Arbeiten¹ – stärker der Frage nach den gesellschaftlichen und milieuspezifischen Voraussetzungen als nach den praktisch-politischen Konsequenzen theoretischer Strömungen in der deutschen Sozialdemokratie zuwenden werde. Um »einen gelungenen Versuch integraler Geschichtsschreibung« jedoch, »bei dem die Geschichte einer Organisation mit Milieu- und Lebenslagenhistorie ihrer Mitglieder sowie Theoriegeschichte mit Hilfe bestimmter analytischer Kategorien systematisch (und eben nicht additiv-eklektisch) verbunden worden ist«, wie sein Mentor Peter Lösche das Werk in einem Nachwort feiert (S. 247), handelt es sich nicht. Darüber vermag auch Walters Versuch nicht hinwegzutäuschen, seinen Ansatz mentalitätsgeschichtlich zu akzentuieren. Vielmehr hat er eine gut lesbare, wenngleich bisweilen allzu prätentios formulierte Geschichte jener theoretischen Auseinandersetzungen geschrieben, welche sich die Mitglieder und Fraktionen einer Organisation geliefert haben, die Zeit ihres Bestehens nur eine verschwindende Minderheit selbst der sozialdemokratischen Jugend erreicht hat. Und als solche ist und bleibt das Buch sicherlich eine lohnende Lektüre. Nicht zuletzt auch deshalb, weil sich Walter mangels archivalischer Quellen der Mühsal unterzogen hat, Zeitungen und andere gedruckte Materialien akribisch auszuwerten, und weil es ihm darüber hinaus gelungen ist, immerhin noch ein halbes Hundert Zeitzeugen zu befragen. Im übrigen bleibt fairerweise anzumerken, daß Walter mittlerweile eine Reihe von Publikationen vorgelegt hat, die dem oben zitierten Anspruch bedeutend näher kommen als seine nun schon ein wenig bejahrte Göttinger Dissertation.²

1 Gerd Storm/Franz Walter, *Weimarer Linkssozialismus und Austromarxismus. Historische Vorbilder für einen »Dritten Weg« zum Sozialismus?* Mit einem Nachwort von Detlef Lehnert, Berlin 1984.

2 So etwa die drei bislang erschienenen Bände der von Peter Lösche herausgegebenen Reihe »Solidargemeinschaft und Milieu: Sozialistische Kultur- und Freizeitorganisationen in der Weimarer Republik« (Bonn 1990–1992). Mit Blick auf den Erscheinungstermin der hier angezeigten Studie legt der Rezensent Wert auf den Hinweis, daß ihm der Titel erst vor einiger Zeit zur nachträglichen Anzeige überantwortet worden ist.